

Armin Nassehi

Thesen zu Stadt/Urbanität

Oikia vs. polis

Die *oikia*, das ist der Raum der Vertrauten, der Unverwechselbaren, der alternativlos Zugehörigen, der Blutsverwandten, derer, die nichts entscheiden können und deshalb nichts sagen müssen. Für die *polis* dagegen, in der ums Gemeinwohl gekämpft wird, in der es um Lösungen für alle geht, in der es um kollektiv verbindliche Entscheidungen geht, in der es um demokratische Lösungen geht, in der es um den Gebrauch der Freiheit geht, sind solche alternativlosen und schweigsamen Zugehörigkeiten eher schädlich. Städtische Lebensformen sind nur deshalb möglich, weil sich in den Städten vor allem Fremde begegnen. Es klingt auf den ersten Blick vielleicht paradox, aber gerade in den Ballungsräumen, in denen sowohl räumliche Nähe als auch funktionale Abhängigkeiten untereinander extrem gesteigert werden, werden die *Grenzen der Gemeinschaft*, die Unmöglichkeit, das gesellschaftliche Leben auf direkte persönliche Reziprozität aufzubauen, besonders deutlich. Distanz und persönliche Neutralität treten an ihre Stelle. Um es auf eine Formel zu bringen: Nur weil man reden, argumentieren, deliberieren *könnte*, war Schweigen und Distanzierung überhaupt eine *Option*.

Städte als Räume der Disparatheit

In Städten kommt zusammen, was *nicht* zusammen gehört. Städte etablieren – gemäß der euklidischen Geometrie – die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem. Exakt deshalb sind Städte schon immer die Laboratorien von Modernisierungsprozessen gewesen. Die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem ereignet sich in Städten in sachlicher, in sozialer und in zeitlicher Hinsicht:

In der **Sozialdimension** machen Städte unterschiedliche soziale Lebensformen, unterschiedliche werktätige und tätigkeitsbezogene Felder und unterschiedliche Gruppen der Gesellschaft sichtbar, deren Wechselwirkung sich womöglich erst hier zeigt, weil sie hier aufeinandertreffen. Erst hier bedarf es ausgeklügelter Formen der symbolischen Chiffrierung von Zugehörigkeiten und Gruppenidentitäten, etwa in Kleidungs Vorschriften, Vorschriften der Begehbarkeit von Räumen, Wegerechten oder auch nur Gruß- und Ignoranzpflichten. Ferner spiegelt sich in Städten zum ersten Mal *soziale Ungleichheit* als gesellschaftliches Problem – zum einen weil Wohlhabende und Arme näher zusammenrücken, zum anderen auch deshalb, weil Städte mit dem Siegeszug nationalstaatlicher und nationalökonomischer Modernisierung zu den Orten werden, an denen sich die neue, an Erwerbsarbeit orientierte Form moderner Inklusionsverhältnisse entwickelt. Ferner ziehen gerade Städte diejenigen an, denen unproblematischer

sche Inklusionen in traditionale Versorgungs- und Patronatsverhältnisse nicht mehr gelingen. Eine der Mannigfaltigkeiten der Städte ist also ihre Konzentration von Wohlleben und Elend an einem Ort, von sozialem Luxus und einfachen Verhältnissen. Sie trennen in der Sozialdimension, und sie verbinden zugleich, weil sie deutlich machen, dass die verschiedenen Strata in ein und demselben Raum leben und sich entsprechend auch wechselseitig *wahrnehmen*, vielleicht sogar: voneinander abhängig machen. Erst in Städten wird das möglich, was wir „Gesellschaft“ nennen.

In der **Sachdimension** ziehen Städte ebenfalls das Ungleiche an und operieren mit Differenzen, Grenzen. Verweist unter Gesichtspunkten der Sozialdimension Modernisierung vor allem auf die Frage sozialer Ungleichheit und Mobilität, stellt die Sachdimension auf Funktionen ab. Konzipiert man die gesellschaftliche Moderne als die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in voneinander sich weg-differenzierende, je eigene Logiken und Codierungen ausbildende Funktionen, so ist die Stadt der Ort, an dem diese Funktionen unmittelbar aufeinander bezogen erscheinen. In Städten kulminieren sowohl ökonomische wie politische, rechtliche wie wissenschaftliche, künstlerische wie erzieherische und religiöse Kommunikationsformen, und nur in Städten lassen sie sich *gleichzeitig* und in dieser geballten Form aufeinander bezogen beobachten. Nicht umsonst beginnt die soziologische Semantik moderner, in diesem Sinne urbaner Lebensformen, mit einer Differenzierungstheorie, die auf der Idee der Arbeitsteilung aufbaut und ihr sinnfälligstes Bild eben darin findet, dass in den Städten diese Teilung der Arbeit und vor allem die Organisation des Verschiedenen zu einer funktionierenden Gestalt sichtbar wird. Dass Städte Organismen sind, die unkontrolliert und kaum planbar sich entwickeln, dass sie aber zugleich das Objekt von Planung, Städtebau und Ordnungsphantasien geworden sind, ist als Metapher durchaus plausibel. Sie sind aber keine Organismen im Sinne einer Gesamtgestalt, auch keine operierenden Systeme mit einer eindeutigen operativen Grenze, sondern eher Orte, an denen sich sachlich Unterschiedliches gleichzeitig und in Echtzeit in Wechselwirkung befindet. Deshalb ist das Städtische niemals stillzustellen.

In der **Zeitdimension** schließlich verweisen Städte auf Dynamik und Geschwindigkeit. Die Zeit (als das Gleichzeitige) ist selbst jene Sinndimension, in der das Räumliche aufscheint, in der also die Gleichzeitigkeit von Verschiedenem an einem Ort sichtbar wird. Aber gerade aufgrund der Verschiedenheit des an einem Ort Konzentrierten führt das zum Erlebnis der Dynamik der Zeit, der Beschleunigung und ungleicher Zeitreihen, die ständig koordiniert werden müssen. Städte *synchronisieren* unterschiedliche Zeitreihen von Verschiedenem. Vielleicht ist die Uhr – neben der (Dampf-)Maschine – deshalb die paradigmatische Maschine der Moderne, in der Differenzen nicht nur sozial (etwa in ungleichen Lebensformen) oder sachlich (in Funktionen), sondern vor allem zeitlich (Synchronisation) bearbeitet werden müssen. Die Stadt ist letztlich selbst eine Art Synchronisationsmaschine, was sich sowohl an Verkehrsströ-

men als auch an der Organisation von Versorgung, sowohl am Rhythmus von Arbeits- und Freizeiten als auch an der Kontinuität von Angeboten und Nachfragen ablesen lässt.

Fremdheit als Ressource

Die Urbanität der Städte lebt vom bürgerlichen Privileg, in Ruhe gelassen werden zu können. Nur in Städten kann es gelingen, hunderten von Fremden zu begegnen und niemand von ihnen bedrohlich zu finden. Nur in Städten kann man wirklich allein sein – weil so viele andere da sind. Nur in Städten bleibt man unbeobachtet – weil der andere eben ein Fremder ist. Nur in Städten kann man in Ruhe gelassen werden – weil andere da sind, die auch in Ruhe gelassen werden. Und übrigens gibt es letztlich auch nur dort Freundschaft im engeren Sinne, weil solche Freunde eben keine Freunde sein *müssen*, sondern auch anders könnten und es nur deshalb auch *wollen* können. Die Zukunft der Städte wird sich daran erweisen, ob es gelingt, dieses bürgerliche Privileg der Fremdheit zu erhalten. Die Möglichkeit, in Ruhe gelassen zu werden, setzt voraus, dass viele andere da sind, die auch in Ruhe gelassen werden wollen. Und all das setzt Verhaltensweisen voraus, an die sich die anderen ohne Einwirkung von außen auch halten. Urbanität lebt von Innenregulierung, nicht von Außenregulierung.

Unsichtbarkeit als Ressource

Urbanität lebt von Unsichtbarkeit. In Gefahr ist Urbanität dann, wenn sich Ordnung und Anonymität ausschließen. In den Städten sind die ökologischen Bedingungen für Minderheiten – ethnische, sexuelle, kulturelle, religiöse etc. – am besten, weil sie dort sichtbar sind, aber gerade deshalb nicht auffallen müssen. In den Städten kann man leben, als sei der andere nicht da – gerade weil er da ist. In den Städten kann man auf Dauerbeobachtung verzichten – weil immer welche gucken. Wenn die Ordnung in den Städten nur noch durch Polizeipräsenz, nur noch durch Überwachungskameras, nur noch durch Umgehung von gefährlichen Räumen, nur noch durch Homogenität und Segregation gelingen kann, werden die Städte zwar weiter existieren, aber Urbanität wird verschwinden. Urbanität lebt von der Begrenzung der Gemeinschaft und von der Abwesenheit äußerer Kontrolle. Städte aber setzen zunehmend auf zu viel Gemeinschaft und zu viel äußere Kontrolle. Das ist die größte Gefahr für die Städte. Der Lackmustest für Urbanität ist die Frage, wie viel soziale Ungleichheit sie aushält, wie viel Pluralität sie gewährt, ob auch Migranten und sexuelle Minderheiten, Behinderte und Skurrile fremd und unsichtbar bleiben können.

Solidarität unter Fremden

Städte sind auf Solidarität angewiesen, um die Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen, um Perspektivendifferenz aushalten zu können. Dies kann aber nicht jene Solidarität sein, die die Bewohner der Stadt zu Brüdern und Schwestern macht, die in weitgehendem Einverständnis über praktische, kulturelle, moralische und ästhetische besteht. Die Herausforderung des Städtischen besteht darin, Solidarität gerade mit denjenigen zu pflegen, die andere Lebensformen, Überzeugungen, kulturelle Stile und religiöse Routinen haben. Dazu bedarf es einerseits eher *reduzierter* Formen der Solidarität, die sich auf die Freiheit ermöglichende Form des Rechts und einer Minimalmoral bezieht. Andererseits muss diese Form der Solidarität *stark* sein, indem sie eben die Differenz der Perspektiven aushält. Diskurse über die urbane Solidarität müssen stets diese Form der Fremdheit als Bedingung für Solidarität im Blick haben, um nicht zu unrealistischen Forderungen zu kommen. Hier liegt übrigens auch der Grund für die oftmals ideologische Überhöhung von Sozialutopien der Moderne – von rechts und von links.

Urbanität als Praxis

Urbanität ist mehr als eine Idee, mehr als eine Theorie, mehr als ein Anlass für hehre normative Sätze, mehr als ein Konzept. Die entscheidende Quelle einer Solidarität unter Fremden ist deshalb Urbanität als *Praxis*, die eingeübt werden will. Sie ist nicht nur kognitiver und semantischer, argumentativer Figur. Sie leitet die Bewegung der Körper ebenso an wie die Blicke der Menschen. Auch Fremdheit muss eingeübt werden. Der indifferente Blick, nicht auf den anderen zu reagieren, sich trotz Sichtbarkeit unbeobachtbar zu machen, Blicke ebenso wie Nicht-Blicke aushalten zu können, all das muss der Körper und müssen die Augen, muss die innere Aufmerksamkeit und der eigene Wille praktisch einüben. Als Praxis liegt Urbanität in der Wechselseitigkeit der Bewegungen, gewissermaßen in einem aktiven Nichts-Tun, in differenzierter Indifferenz.

Vielleicht ist dieser Punkt die größte Herausforderung für eine *protestantische* Perspektive aufs Städtische, weil es das Gelingen des Urbanen nicht nur in den Willen, die Freiheit und die Entscheidungen von Akteuren legt, sondern in eine eingespielte, fast rituelle Praxis, der mit Argumenten bisweilen nicht beizukommen ist.